

FLÜCHTLINGE IN IDOMENI: SEIT WOCHEN HARREN TAUSENDE VOR DER GESCHLOSSENEN GRENZE AUS

Nur die Hoffnung bleibt

VON CAROLIN HENKENBERENS

Der dicke Rauch hat sich wie eine Decke über die bunten Iglu-Zelte gelegt. Er beißt in der Nase. Brennt in den Augen. Und er setzt sich in Haaren, Kleidung, unter Fingernägeln und vor allem in der Lunge fest. In Idomeni brennen täglich Hunderte Lagerfeuer. Mit der Romantik eines Campingurlaubs haben sie nichts gemeinsam. Wenn kein Feuerholz mehr da ist, wird alles verbrannt, was sonst so da ist. Plastik, alte Kleidung oder kaputte Zelte. Der giftige Rauch macht die Menschen krank. Deshalb hustet es aus den Zelten. Einige Helfer tragen zu ihren orangenen Warnwesten weiße Atemschutzmasken.

An einem der vielen Feuer sitzt Familie Al Omar aus Syrien. Ein Holzscheit dient Vater Osama als Stuhlersatz. Mit einem Metallstab schiebt er eine Kartoffel in die Glut. Seine Frau Majada pellt Eier, die sie soeben in einem Topf gekocht hat. Die Töchter Shaam und Sama malen mit den Fingern im Sand herum, der eineinhalb Jahre alte Jamin sitzt still im Kinderwagen. Die Familie will nach Deutschland. Doch seit fünf Wochen campieren sie auf dem sandigen Feld an der griechisch-mazedonischen Grenze. Wenn sie aus ihrem Iglu-Zelt kriechen, blicken sie direkt auf den metallenen Grenzzaun. „Warum ist die Grenze zu und warum tut Merkel nichts?“, fragt Majada al Omar schimpfend. „Warum, warum?“, fragt sie mehrmals und die Wut in ihrer Stimme nimmt zu.

Die Frage nach dem Warum stellen sich viele Flüchtlinge in Idomeni. Sie wissen, dass die Grenze zu ist. Doch sie können und wollen nicht verstehen, wieso Europa, wieso Deutschland es zulässt, dass Tausende auf den Feldern, auf dem steinigen Gleisbett und bei Regen im Schlamm ausharren.

Seit Anfang März ist die Grenze dicht, und sie wird es auch in diesem Jahr bleiben. Gerade erst hat das mazedonische Parlament das beschlossen. Rund 11 300 Menschen leben nach Schätzungen des Hohen Flüchtlingskommissariats der Vereinten Nationen (UNHCR) derzeit in Idomeni. Genaue Zahlen gibt es nicht, niemand im Lager ist registriert. Die Ansammlung von Zelten rund um den Bahnhof Idomeni, den schon lange kein Zug mehr anfährt, ist kein offizielles Camp griechischer Behörden. Die Versorgung haben Nichtregierungsorganisationen und Ehrenamtliche übernommen. Allein um die Beseitigung des Mülls kümmert sich die Kommune.

Idomeni, der Ort, der zum Inbegriff der Flüchtlingskrise geworden ist, ist eigentlich ein verschlafenes Bauerndorf. Fast ausschließlich alte Menschen leben hier, 70 von 100 Bewohnern betreiben Landwirtschaft. Ein Anwohner pflügt seinen Garten um, während wenige Meter weiter Menschen vor ihren Zelten kochen. Trecker fahren an den Übertragungswagen der Fernsehtams vorbei. Auf den Feldern, auf denen eigentlich Weizen und Sonnenblumen wachsen, werden nun Kinder groß. Der kleine Kiosk im Bahnhofsgelände erlebt das Geschäft seines Lebens.

„Am Anfang ging alles so schnell“, erzählt die Anwohnerin Xanthoula Sarpli. „Ich weiß noch wie es an einem Morgen hieß, eintausend Menschen seien hier.“ Am Nachmittag seien es schon zehntausend gewesen. Einen Tag später noch mal doppelt so viele. Viele der Bewohner helfen, andere hängen Vorhängeschlösser an ihre Gartenzäune. Als es vor zwei Wochen so stark regnete, dass die Menschen im Matsch versackten, bot Xanthoula Sarpli der Familie Al Aji aus der Nähe von Homs an, in einer kleinen Wellblechgarage und einem Kellerraum zu schlafen. Die Gegenleistung: Das Ehepaar muss die Umgebung sauber halten. Mit Kehrblech und Besen ausgestattet, schlägt sich Vater Osama die Zeit tot.

„Wieso schickt Merkel kein Flugzeug?“

Auch die Al Ajis treiben viele Fragen um. Mutter Salwa fragt: „Wieso schickt Angela Merkel kein Flugzeug nach Idomeni?“. Und: „Was soll ich meinem drei Jahre alten Sohn sagen, wenn er fragt: Mama, warum wohnen wir im Zelt?“

Plötzlich fährt ein VW Golf vor, eine Frau steigt aus und treibt die umstehenden Menschen zusammen. „Bitte in einer Reihe aufstellen“, ruft sie. Im Nu bildet sich ein ungeordniges Knäuel aus Dutzenden Menschen. Im Sekundentakt treten sie einen Schritt vor. Die Frau drückt ihnen wortlos ein Trinkpäckchen mit Orangensaft und eine Packung Kekse in die Hand.

Salwa Al Aji beobachtet die Szene und fragt: „Ist das Europa?“ Dann lacht sie verächtlich. „Warum müssen Männer und Frauen für Saft und ein paar Kekse in einer Schlange stehen?“ Sie war Lehrerin in Syrien, bis Assad ihr Haus zerbombte. Sie will arbeiten für ihr Essen, sagt sie. Momentan sei Essen aber ohnehin unwichtig. „Ich will nur mein Kind sehen.“ Ihr 14 Jahre alter Sohn ist in Deutschland.

Doch seit fünf Wochen muss die Familie Schlange stehen. Denn seit fünf Wochen stecken sie schon an der griechisch-mazedonischen Grenze fest. Auf ihrem Weg von Babr Amre über die Türkei und das Mittelmeer war für die Familie hier am Bahnhof in Idomeni Endstation.



Eine Mülltonne als Spielauto: Den vielen Kindern in Idomeni scheint der Dreck und Matsch im Camp nichts auszumachen.

FOTOS: HENKENBERENS

Trotz der Tristesse gibt es auch freudige Momente in Idomeni. Zwei junge Männer aus Syrien singen ein Lied, während sie zu zweit eine frisch gewaschene Jeans auswringen. Kinder traben über die Felder, lassen Steine über die Wasseroberfläche eines Teichs hüpfen oder sitzen auf einer grauen, umgestoßenen Mülltonne und spielen Auto: Zwei sitzen darauf, zwei schieben an. Ein Kleinkind hat kaputte Zeltstangen zu seinem Spielzeug gemacht. Etwa 4500 Kinder leben Schätzungen zufolge in Idomeni. Sie scheinen nicht zu verstehen, was um sie herum passiert. Doch der UNHCR warnt vor den psychischen Schäden eines dauerhaften Lagerlebens.

Tief traumatisiert ist auch der 20 Jahre alte Semir Alkarsafy, der am Bahnübergang inmitten des Camps eine Demonstration beobachtet. „Ich habe kein Leben mehr“, sagt der Jeside aus dem Irak. 40 Tage ist er jetzt in Idomeni. Schon drei Mal hieß es für ihn: Hier ist Endstation. Bis nach Serbien hatte er es schon geschafft – und wurde zurückgeschickt. In einem zweiten Versuch blieb er drei Tage in Mazedonien. Doch auch dort wurde er in einen Bus gesteckt und zurück nach Idomeni gefahren. „Wirklich“, sagt er. „Ich weiß nicht, was ich machen soll.“ In ein anderes Camp im

Landesinneren will Alkarsafy jedenfalls nicht. Lieber gehe er zurück in den Irak oder mit einem Schlepper nach Italien.

Die hygienischen Zustände im Camp sind schlecht. Es gibt zwar Dixie-Toiletten und Dixie-Duschen. Doch gerade vor den Duschen staut es sich oft. Durchfall, Husten, Atemwegserkrankungen – viele Menschen seien krank, sagt der Sozialarbeiter Sotiris Mouroudelis vom griechischen Roten Kreuz. Zudem gebe es viele Schwangere und Säuglinge. Mouroudelis hat schon im Kosovo und in Albanien gearbeitet, erzählt er. „Ich habe schon so ziemlich alles gesehen“. Die Situation in Idomeni findet er trotzdem „unglaublich“.

Nur wenige wollen in ein anderes Camp

Der Ort, der in Deutschland in den Nachrichten zu sehen ist, wenn über Idomeni berichtet wird, ist der Bahnübergang in der Mitte des Camps. Hier fordern Hunderte die Öffnung der Grenze, haben Banner aufgehängt. Heute hat sich ein Flüchtling in eine Wolldecke gewickelt und liegt regungslos im Gleisbett. Die Botschaft: Idomeni ist ein Friedhof. Eine griechische Fernsehjournalistin, die mit ihren sauberen Schuhen und dem Coffee-to-go-Becher nicht ins Bild passt, sieht sich die Aktion ei-

nige Minuten lang an und fragt: „That's all? That's the show?“ Es klingt enttäuscht.

Seit Wochen protestieren die Flüchtlinge in Idomeni. Sie wollen wissen, was mit ihnen passiert. Ob sie in Griechenland bleiben müssen, in die Türkei zurück sollen oder von Deutschland aufgenommen werden. Seit Karfreitag versucht die Regierung in Athen, die Menschen zu einem Umzug in Camps im Landesinneren zu bewegen. Doch das wollen wenige. Sotiris Mouroudelis lässt das verzweifeln. „Ich rate den Menschen, das Camp zu verlassen“, sagt er. „Aber sie wollen nicht, sie wollen einfach in kein anderes Camp“. Täglich geht er von Zelt zu Zelt, um Hilfsbedürftige ausfindig zu machen. Dabei spricht er mit Hunderten Menschen. „Sie haben nichts mehr, sie haben nur noch ihre Hoffnung“.

Salwa Al Aji hofft ebenso, auf eine Zukunft mit schönem Haus, einer Arbeit und Frieden. Sie will nicht akzeptieren, dass Idomeni die Endstation ihrer Flucht ist. „Wenn die Grenze geöffnet wird, sind wir die ersten, die rüber gehen werden.“



Schauen Sie sich an, wie die Flüchtlinge in Idomeni leben.
[Anleitung zur Live-App auf Seite 2.](#)

Das Camp ist auch ein Spielplatz

VON CAROLIN HENKENBERENS

Plötzlich wird mir ein Fußball zugekickt. Ich drehe mich um. Ein kleines Mädchen grinst mich an und sagt „Hiiiiii“. Ich kicke den Fußball zurück, und schon beginnt sie zu quietschen und zu lachen. Drei andere Kinder kommen hinzu, strecken die Hand in die Luft und wollen mitspielen. Eine andere Situation: Zwei Mädchen winken mir lächelnd zu. Ich winke zurück. Sie wollen, dass ich komme. Sofort nimmt die Ältere meine Hand und beginnt ein Klatschspiel. Als ich verliere, amüsiert sie sich prächtig.

Wer in Idomeni ist, dem fallen sofort die Kinder auf. Nicht nur, weil sie Schätzungen zufolge rund vierzig Prozent der 11 300 Flüchtlinge ausmachen, sondern auch, weil man sie einfach gern haben muss. Sie sind die Lichtblicke des Camps – offen und herzlich. Ohne Scheu oder Angst springen und lachen sie einen an, grüßen euphorisch und wollen einem mitunter auch ihr

einziges Spielzeug schenken. Für sie scheinen Dreck, Matsch und Wiesen des Lagers wie ein großer Abenteuerspielplatz. Sie hüpfen über Pfützen, sitzen im Kinderzelt und spielen Karten oder funktionieren eine Mülltonne zu einem Auto um.

Es gibt aber auch die traurigen Kinder. Und auch die fallen auf. Ihnen merkt man die Last der vergangenen Wochen an. Sie springen einen an, lechzen nach Aufmerksamkeit, Zuneigung und Liebe. Die Eltern haben vielleicht andere Sorgen im Kopf, als sich mit ihnen zu beschäftigen. In besonderer Erinnerung bleibt mir ein kleiner kurdischer Junge, den ich an meinem ersten Abend in Idomeni traf. Er lief einfach so auf mich zu, lachte mich an und folgte mir, bis er schließlich meine Hand nahm. Er sprach nicht wirklich. Antwortete nur auf die Frage, woher er komme mit „Kurdi“ – aus Kurdistan. Als ich fragte, wo seine Mama und Papa sind, zeigte er in die Ferne. Ich sagte: Komm, lass uns hingehen. Doch er wollte nicht. Nach einem kleinen Rund-

gang an der Hand verabschiedete ich mich, winkte ihm und gab ihm zu verstehen, dass er nach Hause laufen soll. Doch er blieb auf der Kreuzung stehen – mit hängenden Schultern. Was mich erschrecken ließ: Er wäre mir wohl überall hin gefolgt.

Am nächsten Tag stand er plötzlich wieder vor mir. Als er mich sah, leuchteten seine Augen. Er fiel mir um die Beine und umarmte sie so fest, als wollte er mich nie wieder loslassen. Dieser kleine Junge sehnte sich nach Zuneigung, nach Liebe. Ich fragte ihn wieder, wo Mama und Papa sind und wollte ihn fortschicken. Doch er wollte nicht von mir weichen. Ich sprach Fremde an, ob sie Kurdisch sprechen und bat sie, dem Kleinen zu sagen, er soll zu seinen Eltern gehen. Als sie es ihm sagten, schaute er mich traurig an.

Die Kinder von Idomeni. Sie wollten ihr Essen mit mir teilen, ihr Spielzeug. Sie toben und lachen. Die meisten realisieren noch nicht, was um sie herum passiert. Hoffentlich.

Ohne die Helfer geht nichts

VON CAROLIN HENKENBERENS

Die Freiwilligen bringen Menschlichkeit nach Idomeni“, sagt UNHCR-Sprecher Babar Baloch. Die Vereinten Nationen haben im Camp einige Wohnzelte, Toiletten und Duschen, eine Rechtsberatung und eine Auskunftsstelle zum Verbleib von Familienangehörigen eingerichtet. Das bedeutet: Alles andere übernehmen Freiwillige. Auch das Rote Kreuz und Ärzte ohne Grenzen arbeiten überwiegend mit Freiwilligen. Tausende Menschen aus Europa, den USA und sogar aus China helfen in Idomeni.

Einer von ihnen ist Barry aus Großbritannien. Der Nachname sei unwichtig, sagt der 30-Jährige. Mit vier weiteren Helfern hat er „Hot Food Idomeni“ gegründet. 4500 Portionen Suppe verteilt die Gruppe jeden Tag. 50 Freiwillige schneiden und kochen dazu den ganzen Vormittag Gemüse, damit gegen zwölf Uhr die Verteilungen beginnen können. „Wir sind hier, weil wir hier gebraucht werden“, sagt Barry. „Ich kann hier einen Unterschied machen“. Im richtigen Leben ist er Lehrer. Seinen Job hat er aber vor einigen Monaten aufgege-



Helfer Barry aus Großbritannien: „Wir sind hier, weil wir hier gebraucht werden.“ Seinen Job als Lehrer hat er vor einigen Monaten aufgegeben.

ben. Er nimmt gern in Kauf, dass er seit Wochen die gleiche Kleidung trägt.

Ganze 10 000 Portionen Suppe und ungezählte heiße Tees verteilt die Gruppe „Aid Delivery Mission“ (ADM) jeden Tag in Idomeni und an den vielen kleineren Orten, wo ebenfalls Menschen campieren. Die Gruppe hat auch ein Kinderzelt in Idomeni errichtet. Auf dem mit Stroh ausgelegten Zelt liegen Decken zum Entspannen, es gibt Stifte und Papier und immer einen Helfer oder eine Helferin, die die Kinder betreut. In einem Zelt stehen Infotafeln zum Antragsverfahren des Familiennachzugs und zum Asylrecht. Eine der Helferinnen ist Studentin Zoe Gilchrist (23). Die Helfer von ADM arbeiten aus einer politischen Motivation heraus. Sie wollen offene Grenzen in Europa. Gilchrist sagt: „Ein politisches Statement ist wichtig, sonst wären wir nur Puppen der Regierungen, die jene Arbeit erledigen, die sie tun müssten.“ Politische Forderungen und humanitäre Hilfe zu vermischen, ist ein Streitthema. Organisationen wie das Rote Kreuz zum Beispiel verpflichten sich neutral und unparteiisch zu sein.

Viele Helfer haben sich im Park Hotel in Polykastro, 25 Kilometer südlich von Idomeni, niedergelassen. Der Hotelgarten hat sich zum Campingplatz entwickelt, die Lobby ähnelt einer verauchten Hostel-Stube. Menschen mit Wollpullovern und Macbooks trinken Kaffee, an der Wand hängen Zettel, in die sich Neuankömmlinge in die Teams eintragen können. Dass sich die Helfer im Hotel so ausbreiten durften, liegt an Besitzer Konstantinos Karakasisdis. „Ich helfe allen Leute“, sagt er auf Deutsch. „Ich habe Platz, ich sage: nix Problem“. 60 Syrer hat er im Herbst in der Lobby kostenlos aufgenommen. Das sprach sich herum, die Helfer kamen.

Gegenüber vom Hotel befindet sich das Warenhaus. Dort kommen alle Kleiderspenden an. Zwei Helferinnen dort sind Felina Wittke aus Sylt (23) und Annika Schwenzer aus Düsseldorf (24). Wittke hilft für zehn Tage, Schwenzer für drei Wochen. Über Facebook haben die Frauen erfahren, dass Helfer gesucht werden. „Ich habe die Zeit, das Geld und bin nun mal zufällig im reichen Deutschland geboren“, sagt Schwenzer. Sie wisse, dass sie privilegiert sei. Deshalb wolle sie etwas für die tun, denen es schlecht geht.

Freiwilliges Engagement kann auch Nachteile haben: Es ist weniger professionell. Gut gemeint ist nicht automatisch gut gemacht. Ein Beispiel: die Gruppe „Maulbronn hilft“. Die Männer aus der Kleinstadt bei Pforzheim sind mit vier Lastwagen mit Babyutensilien nach Idomeni gekommen. Nie zuvor haben sie Hilfsgüter verteilt, kannten einfache Grundregeln nicht. Die Aktion lief aus dem Ruder: Weil es keine geordnete Reihe gab, entstand ein Gedrängel. Flüchtlinge kletterten in den Wagen, das Gesetz des Stärkeren galt. „Hinterher erzählte uns jemand, dass wir immer nur ein Produkt oder eine Größe ausgeben sollen, damit nicht Hunderte Menschen gleichzeitig kommen“, sagt Joachim Boucsein. „Wir waren ja so naiv.“



Zoe Gilchrist arbeitet in Idomeni aus einer politischen Motivation heraus. Sie wolle offene Grenzen in Europa. „Ein politisches Statement ist wichtig“, sagt sie.